

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 2 (1961)

Artikel: Der Zürichsee in Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung
Autor: Frei, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-953840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

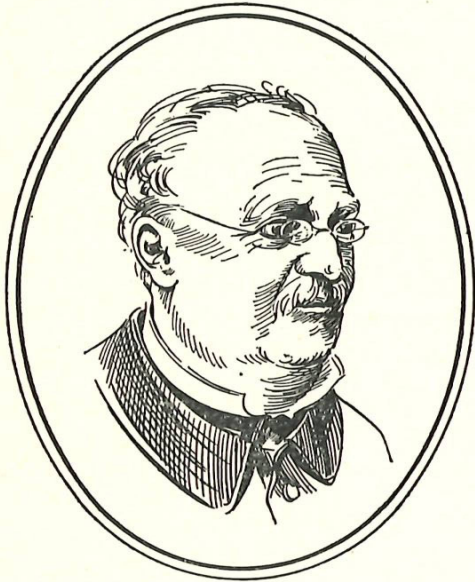
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ZÜRICHSEE IN CONRAD FERDINAND MEYERS LEBEN
UND DICHTUNG

Von Oskar Frei



Conrad Ferdinand Meyer

Im Frühjahr 1868 bezog Conrad Ferdinand Meyer mit seiner Schwester Betsy das Haus zum «Seehof» in Küsnacht. Er zählte damals 42 Jahre. Nach langem Ringen und Suchen hatte er in der Sommer-sonnenwende seines Lebens seine Berufung zum Dichter erkannt. Vier Jahre zuvor war, noch ohne seinen Namen, sein erstes Bändchen Gedichte, die «Zwanzig Balladen von einem Schweizer», in einem süddeutschen Verlag erschienen. Doch wurde diese erste Publikation, auch als sie fünf Jahre später unter seinem vollen Namen Conrad Ferdinand Meyer neu aufgelegt wurde, kaum beachtet. Auch das zweite Werklein, die «Romanzen und Bilder» vom Jahre 1870, weckte noch kein starkes Echo. Und doch zeigten die lyrischen Stücke dieses Bändchens schon das Profil eines Dichters von eigenem Gepräge. Sie waren echter Ausdruck schweren Erlebens und leidenschaftlichen Ringens mit der dem Erlebten angemessenen Form.

In Küsnacht nun reifte Meyers erste grosse Dichtung, «Huttens letzte Tage». Aus drei Elementen sei sie geboren, bekannte der Dichter . . . aus einer jahrzehntelang genährten individuellen Lebensstimmung,

dem Eindruck der heimatlichen, ihm seelenverwandten Landschaft und der Gewalt grosser Zeitereignisse. «Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer grossen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den beiden Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrabe über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen.» So gewann Hutten ungesucht in der Phantasie des Dichters Leben und Gestalt, freilich nicht der ideale Freiheitskämpfer, wie ihn Gottfried Kellers von Wilhelm Baumgartner vertontes kraftvolles Ufenaulied preist; sondern der stille, sterbende Hutten trat «in den sanften Abend Schatten seiner Insel» dem Dichter nahe. Kern der Dichtung bildete ein Gedichtentwurf, wie der kranke Ritter ins verglimmende Rot schaut, indes ein Tod aus Holbeins Totentanz von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Die ersten beiden Auflagen trugen denn auch das Motto: «Reif sein ist alles.» Diese vom Dichter betonte persönliche Lebensstimmung der Huttendichtung tritt dem Sehenden aus jedem Blatt entgegen. Meyer nannte den «Hutten» intimer, persönlicher, als alle seine lyrischen Gedichte. Aber auch der Eindrücke der heimatlichen, dem Dichter so seelenverwandten Landschaft ist die Huttendichtung voll. Jeden Ton in der reichen Skala der Stimmungen der See- und Ufenaulandschaft weiss der Dichter mit der seelischen Stimmung seines Helden zu fester Einheit zu verbinden. «In breiter Abend Schatten Dämmerung» fährt Huttens Nachen in den von einem Eichbaum düster überschatteten Hafen der Insel. Würzige Bergluft umfängt den Kranken wie Arznei. Herdenglocken läuten ihn in den Traum der ersten Nacht. Im Wandern auf den stillen Pfaden des Eilands redet die Erinnerung zu ihm:

Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag. (Das Geflüster)

Am Mittag, wenn das blaue Licht der nahen Flut in Huttens Kammer dringt, lockt sie ihn zum Bade:

Hinaus, hinaus! du abgrundkühle Flut,
Wie tutst du meinem heissen Herzen gut.

Und Hutten — das heisst Meyer selber — erlebt wieder den Kampf des jungen übermütigen Schwimmers mit der Flut:

Es war mir immer nur zu nah das Land,
Mich warf der Flussgott scherzend auf den Sand.
Was einst des Knaben Spiel und Freude war,
Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr.
Er weiss es, wenn er ringt und wenn er strebt,
Dass er auf einer Todestiefe schwebt! (Die Flut)

Und dann das Spiel der Glocken seeauf und seeab, von hüben und drüben:

Heut geht am See ein endlos Glockenspiel,
Mir scheint, die taufen und begraben viel. —
Wann Menschenblut in neuen Adern kreist,
Erneuert sich der träge Menschengest.
(Was die Glocken sagen)

Wundersam weiss der Dichter die herbstlichen Morgen- und Abendstimmungen festzuhalten:

Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau. —
Verklungen ist der Vespertglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall. (Abendstimmung)

Am innigsten vielleicht im Bild «Reife», in dem das Motiv der Traube zuerst anklingt:

Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht.
Vor mir in herbstlicher Verschleierung
Bewegt sich einer Barke Ruderschwingung. —
Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das süsse Blau, das warme Sonnenlicht;
Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft,
Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,
Sie fördert ihre Reife früh und spat —
Was meinst du, Hutten, auch die deine naht! (Reife)

Uns vom See beibt Meyers «Hutten» die liebste seiner Dichtungen. Ihre Verse begleiten uns, wenn wir seeaufwärts fahren — auf «dem hellsten See der Schweiz» — nach der Ufenau, die uns zwiefach geweiht ist, durch das älteste christliche Gotteshaus am See und durch den Geist der beiden Dichter, Ulrich von Hutten und Conrad Ferdinand Meyer.

Des Dichters Schwester Betsy Meyer hat uns in ihren Erinnerungen an den Bruder aus diesen Jahren seines Aufenthalts am Zürichsee manch wertvolle Stunden aus dem Schaffen des Dichters festgehalten. Oft, erzählt sie, rief sie der Bruder an sein Pult: «Komm, nimm ein Blatt und fixiere mir schnell ein paar entstandene Huttenverse! Selten hatte er sie schon selbst aufgezeichnet. Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er, seine Verse mit leiser Stimme singend, in seinem Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf- und niederging. Fast allwöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, trug der Dichter die neuen Verse nach «Mariafeld» hinauf, zu seinem Freunde Dr. François Wille, der für die werdende Dichtung Feuer und Flamme war, nicht bloss aus Sympathie für Hutten, sondern auch, weil er aus der Dichtung den mächtigen Ton der «grossen Gegenwart» besonders hell heraushörte.

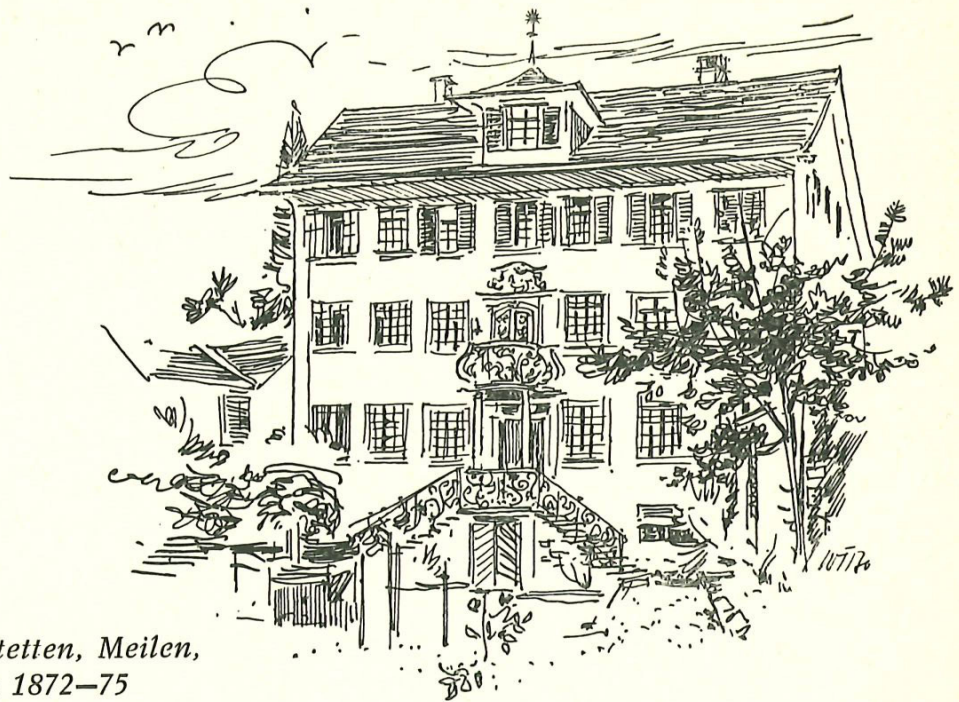
Dr. Wille war im Jahre 1851 mit seiner geistvollen Frau Eliza, geb. Sloman, aus Hamburg an den Zürichsee übergesiedelt, angewidert von der Reaktion, die nach dem Zusammenbruch der Revolution von 1848 in Deutschland den freien Geistern das Leben sauer machte. Mit seiner Gattin, die wie Wille selber eine gewandte Feder führte, schuf der Journalist Wille Mariafeld zu einem Stelldichein grosser und freier Geister jener Jahre. An der Tafelrunde zu «Mariafeld» traf Meyer mitunter die drei Gottfriede, Gottfried Keller, Gottfried Kinkel, den Dichter und Kunsthistoriker, und Gottfried Semper, den grossen Architekten; neben Richard Wagner war Franz Liszt hier zu Gaste, doch auch Georg Herwegh, der Dichter pathetischer Freiheitslieder, und Theodor Momsen, der Erforscher der römischen Gesichte. In Mariafeld lernte Meyer auch Pfarrer Heinrich Lang kennen. Als Flüchtling hatte dieser in Wartau-Gretschins im St. Gallischen Rheintal ein erstes Asyl gefunden. Doch schon 1863 wählten die Meilemer den geistvollen, redegewandten Vorkämpfer der kirchlichen Reformbewegung zu ihrem Pfarrer. Meyer schreibt gelegentlich, er stelle sich gut mit Lang, was ja für den religiös konservativ gesinnten Meyer nicht ohne weiteres gegeben war. In diesem Kreise zu Mariafeld blieb Meyer mehr der stille Zuhörer; mit dem beredten Kinkel die Klinge zu kreuzen, war Meyers Sache nicht. Fruchtbar aber war ihm der engere freundschaftliche Verkehr mit Dr. Wille und seiner Gattin. Ihnen widmete Meyer in der Folge seine Huttendichtung, sein «Schicksalsbuch», wie er es nannte. Nach Jahren mühseligen Ringens und bedrückender Verkennung durch seine Umwelt kostete Meyer nun, als sein «Hutten» sogleich viel Zustimmung und Bewunderung fand, «des ersten Ruhmes süsses Morgenlicht».

Im März 1872 – er hatte inzwischen während eines Aufenthaltes in Venedig die liebliche Dichtung «Engelberg» geschrieben – mussten Conrad Ferdinand und Betsy Meyer ihr Heim zu Küsnacht verlassen. Der «Seehof» ging durch Kauf in andere Hände über. Mit zwei Ledischiffen führten sie ihre Habe seeaufwärts – nach Meilen, nach «Milano sul Lago», wie Meyer scherzte. Und wieder war es ein altes schönes Landhaus, der «Seehof», den sie sich zum neuen Heim erkoren hatten, nachdem sie auch an den «Schynhut» in Obermeilen gedacht hatten. Im Seehof tat sich ihnen ein Heim auf, wie sie es behaglicher nicht hätten wünschen können.

Das Haus wäre es wert, dass seine Geschichte einmal genauer erforscht würde. Das vom Zürcher Architekten David Morf im Jahre 1767 für die Zürcherin Anna Werdmüller-Oeri im vornehmsten Stil des 18. Jahrhunderts erbaute Landhaus mit seinen weiten hellen Stuben, den zierlich bemalten Kachelöfen, dem braunen Nussbaumgetäfel, den Stukkaturen und Deckengemälden, den kunstvollen Portalen, den feinen Portalsäulen des südlichen Ausgangs in den Garten gegen den See zeugte vom Geschmack und Reichtum der Erbauerin.

Mit der «Seehalden» ging später auch der «Seehof» an die Kinder ihres Bruders Felix über, später durch neue Erbschaft an Heinrich Schulthess-Oeri im «Thalgarten», einem Zürcher Haus, das der Kunsthistoriker Wilhelm Wölfflin bis zu seinem Tode bewohnt hat. Heute hat es, wie so manches andere Bauwerk des alten Zürich, einem modernen Geschäftshaus weichen müssen. Heinrich Schulthess war Präsident der Zürcher Musikgesellschaft. Im «Seehof» hütete er einen wahren Schatz von wertvollen Musikinstrumenten. Aus den Stuben des «Seehofs» oder aus dem Garten am See erklangen oft die herrlichsten klassischen Musikwerke, die Schulthess mit seinen Zürcher Freunden hier spielte. So zogen denn mit Conrad Ferdinand Meyer nach sieben Jahrzehnten abermals die Musen in den «Seehof» ein. All die Schönheiten des Hauses waren damals noch wohlerhalten und fast so «herrlich wie am ersten Tag». Das Liebste aber war dem Dichter die unvergleichliche Aussicht auf den See und den Kranz der Vorberge und Schneehäupter, und dann der tief in den See vorspringende Garten mit seinen lauschigen Reblauben und Baumalleen und den beiden «schwarzschantenden Kastanien». In diesem Hause verlebte Conrad Ferdinand Meyer dreieinhalb glückliche, schaffensfreudige Jahre. Wir können es uns nicht versagen, die Seiten aus den Erinnerungen der Schwester hier mitzuteilen, in denen Erlebnisse jener Jahre lebendig werden:

«Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage



*Der «Seehof» in Hofstetten, Meilen,
C. F. Meyers Wohnsitz 1872–75*

schrieb mein Bruder am liebsten unter den grossen, dunkeln Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massiven Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen. Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem «Jürg Jenatsch» und, zum grossen Teil, «Der Heilige» auf einem von Bänken umgebenen Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Aeste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so dass wir sie beim Eintritt wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das dichte grosse Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Aeste mit ihrem herunterhängenden jungen Grün die spielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblichen Sonnenreflexen.

Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämmerung ein, so dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen

wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Kastanienbäumen hin und her, bis das spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungssteg in Meilen verliess und an uns vorüber seeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in diesem raschen Vorgang, der sich niemals ganz gleichmässig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fahrend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnisvolle Lettern. — Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot verschwand in die Ferne. Der Schein verblich, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.»

Dies wundersame Spiel der Lichter und Farben hat der Dichter in einem seiner schönsten Gedichte festgehalten:

Schwarzschattende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschattende Kastanie!
Im Porte badet junge Brut
Mit Hader oder Lustgeschrei.
Und Kinder schwimmen leuchtend weiss
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus roter Schiffslatern'
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Die beiden Bäume im «Seehof» sind schon vor Jahren alt und morsch zerfallen. Die Verse des Dichters leuchten noch immer. Unter den Kastanien vollendete Meyer die Dichtung «Engelberg» und seine erste Novelle «Das Amulet»; im Seehof schrieb er am «Jürg Jenatsch». Ja, man darf sagen, im «Seehof» hat der Dichter den «Jürg Jenatsch» recht eigentlich vollendet. Anfänglich bezog auch die Schwester nach des Dichters Verheiratung und Uebersiedelung in den Wangensbach

nach Küsnacht im Obergemach als Provisorium ein Zimmer, das ihr erlaubte, dem Bruder ihre alten Sekretärsdienste wie früher zu leisten. Doch schon am 15. Juli 1876 schreibt Betsy an den Verleger Haessel: «Heute geh' ich nach Meilen zurück, wohin mein Bruder jeden Vormittag kommen will. Wir werden dort in völliger Stille die Arbeit prompter und ungestörter als hier zu Ende bringen». Die beiden Geschwister müssen in jenen Sommerwochen mit äusserster Sammlung und innerster Hingabe am Werk gewesen sein. «Wenn Sie wüssten, wie ich an diesem Jenatsch arbeiten muss», schreibt Betsy zwei Wochen später, «jeden Morgen von 9 bis halb 1 Uhr jede Zeile eines Kapitels umwenden und betrachten mit Conrad, den eine wahre Leidenschaft erfasst hat, das Buch bald gedruckt zu sehen – und nachmittags, wenn er fort ist, muss ich erst ins Reine bringen und jede seiner Notizen an Ort und Stelle schreiben.»¹ So fuhr denn der Dichter jeden Morgen mit der Dampfschwalbe nach Meilen. Wenn die Schwester das Boot heranrauschen hörte, schickte sie Pudpud, den Pudel, dem Bruder entgegen. Dann arbeiteten Bruder und Schwester wie einst unter dem Zelt der schwarzschantenden Kastanie. So sahen die Meilemer, vom Löwen bis zum Höchlig, den Dichter in jenem Sommer fast täglich kommen und gehen. Unter ihnen der damalige Pfarrer von Meilen, Johann Jakob Wissmann, der für des Dichters Schaffen ein besonderes Interesse zeigte, wie denn der «Jürg Jenatsch», Meyers wohl meistgelesenes Prosawerk, bei seinem Erscheinen auch am See sogleich Beachtung fand. Pfarrer Wissmann, Heinrich Langs Nachfolger, der dem «Wochenblatt des Bezirks Meilen», der heutigen Zürichseezeitung nahestand, widmete dem Buch im Wochenblatt eine längere Besprechung, nachdem er schon den «Hutten» den Lesern begeistert empfohlen hatte. «Es wäre denn doch eine bedenkliche Erscheinung, wenn die Namen unserer ersten Dichter und Schriftsteller weit in Deutschlands Gauen herum wohlbekannt und hochgeschätzt wären, bevor das Vaterland sie aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Tageslicht ziehen würde.» Der grosse Roman Meyers spielt im Bündnerland. Nur so am Rande glänzt auch unser See herein. Zunächst in jener lieblichen Szene, da die junge, feine Lucretia Planta mit ihrem Vater nach Rapperswil kommt, zum erstenmal den schönen blauen See schaut und, als sie hört, dass am unteren Ende des Sees die Stadt Zürich liege, sich straks auf den Weg macht, unterwegs von zwei Schiffen aufgenommen wird und so nach Zürich kommt zu ihrem Spielgefährten Jürg Jenatsch. Diese Seefahrt ruft den

¹ Briefauszüge bei Lily Hohenstein, C. F. Meyer (Bonn 1957), S. 205f.

Aeltesten unter unseren Lesern jene Zeiten wach, da sie selber auf dem Dampfschiff oder dem Ledi morgens seeabwärts in die Stadt und abends seeaufwärts heimgefahren sind. «Es war eine Gesellschaft, die sich nicht erst von gestern her kannte. Die zwei Schiffleute, Vater und Sohn, vermittelten mit ihren Ruderknechten schon seit Jahren den Verkehr zwischen den beiden Seeenden. Der Junge, ein von der Sonne geschwärztes, kräftig aufgeschossenes Gewächs, war Wasers (des mitfahrenden jungen Zürcher Amtsschreibers Heinrich Waser) Altersgenosse. Sein Vater hatte ihn von Kindsbeinen an auf den See mitgenommen und ihn früh zum Vertragen der dem Schiffe für die Stadt anvertrauten Briefe und Pakete gebraucht. — Er war es auch gewesen, der mit seinem Vater die müde kleine Lucretia in das Schiff aufgenommen, ihr in Zürich den Weg nach dem Carolinum (der Schule beim Grossmünster) gezeigt und ihr Mut gemacht hatte, frisch und unverzagt dem Jürg ihren Kram auf die Schulbank zu stellen. — Auch die Dorfleute — ein alter Mann aus Stäfa, der allwöchentlich seine Spanferkel in Zürich zu Markte brachte, der Honighändler, die Fischer und ein paar Hühner- und Eierhändler — waren Stammgäste des geräumigen Bootes.»

Die Stadtfahrten auf dem See waren dem Dichter sehr lieb. Er und seine Schwester waren bei den reglmässigen Gästen auf dem Schiffe wohlgelitten. «Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast», erzählt Betsy Meyer. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf «Stopp!» Der Dampfer hielt an an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog aufs Verdeck, man grüsste sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte. Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte, benutzte er andere Verkehrsmittel. So verschwand er vom Verdecke der Boote und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Dann setzte sich nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.»

Einsamer war mitunter die Heimfahrt auf dem Spätboot, dem unrühmlichen «Lumpensammler», wie ihn die greise Witwe des ehemaligen Kahnführers, Frau Bolleter, dem Verfasser gegenüber vor 40 Jahren im Gespräch zu nennen pflegte. Doch davon wollte die Kahnführerin nichts wissen, dass Conrad Ferdinand Meyer je einmal

erst mit dem letzten Schiff aus der Stadt heimgekehrt wäre. Der Dichter aber selber schildert uns eine solche Fahrt in seinen Versen «Im Spätboot»:

Aus der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl.
Endlich wird die heisse Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
Ueber mir des Rohres schwarzer Rauch
Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch.
Hüben hier und drüben wieder dort
Hält das Boot an manchem kleinem Port:
Bei der Schifflaterne kargem Schein
Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
Nur der Steurer noch, der wacht und steht!
Nur der Wind, der mir im Haare weht!
Schmerz und Lust erleiden sanften Tod.
Einen Schlummerer trägt das dunkle Boot.

Im Herbst 1875 führte der Dichter seine Braut, Luise Ziegler, die Tochter des in der Zürcher- und Schweizergeschichte wohlbekannten Obersten Eduard Ziegler, in sein Heim im «Wangensbach» in Küsnacht. Zwei Jahre später erwarb Meyer das behagliche Landhaus in Kilchberg, in dem er am 28. November 1898 gestorben ist. Auch der «Wangensbach» gewährte dem Dichter den weiten Blick auf den See und die Berge. Jetzt wurde dem Dichter das Spiel der zwei sich fliehenden und wieder findenden Segel, das er so oft geschaut hatte, zum freundlichen Sinnbild seiner eigenen Liebe:

Zwei Segel erhellend / Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend / Zu ruhiger Flucht!
Wie eins in den Winden / Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden / Des andern bewegt.
Begehrt eins zu hasten / Das andere geht schnell,
Verlangt eins zu rasten / Ruht auch sein Gesell.

Auch das neue Heim in Kilchberg bot dem Dichter die Sicht auf den See in seiner ganzen Breite: Ein Dutzend Kirchtürme, die ganze Flucht der Alpen und zu seinen Füßen der See. «Ich trage meine eigene Erde an den Stiefeln», jubelt der Dichter in einem Briefe und nie vergisst er Herbstwetter und Wümmet zu melden. Nur die Trauben vom Sonnenufer scheinen ihm noch besser gemundet zu haben als die vom linken Ufer . . .

Die erste Arbeit, die Meyer in Kilchberg in Angriff nahm und vollendete, war «Der Schuss von der Kanzel». Sein Freund, Professor Rahn,

hatte ihn um einen Beitrag für das neuzuschaffende Zürcher Taschenbuch gebeten. Ueber den Erfolg dieser Novelle, die er selber nicht sehr hoch schätzte, war Meyer hoch erstaunt. «Ganze Bevölkerungen lesen ihn (den «Schuss»), natürlich ohne ihn zu verstehen», schrieb der Dichter an seinen Verleger. Am Zürichsee fand die Geschichte begreiflicher Weise besonders freundliche Aufnahme, spielt sie doch von A bis Z am See. Ein Stück Zürichsee wird in ihr lieblich und anmutig verklärt. Gleich die ersten zwei Seiten stellen uns mitten in den Zauber eines Herbsttages: «Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizer See auf ihre Weise idealisiert, die Reihe der einen zu einem einzigen *stillen grossen Leuchten* verbunden (das herrliche Gedicht «Firnelicht» mit dem «grossen, stillen Leuchten» war schon 1867 im Engadin entstanden), den andern (den See) mit dem tiefen und kräftigen Farbenglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüste sie, ein Stück Italien über die Alpen zu versetzen.» Rechtes und linkes Ufer spielen in der Novelle fein ineinander; die Kirchtürme von hüben und drüben grüssen sich. Unsere Phantasie belebt die verschwiegenen Wald- und Wiesenpfade der Au unwillkürlich mit der Gestalt des alten, schnurrigen Generals Werdmüller und seines unheimlichen Dieners, den die Meilener Burschen am Sonntag im «Löwen» unter den Tisch gezeit haben; noch lieber aber folgt unser Auge der Gestalt der schönen, herben, gescheiten und tapferen Rahel. Eine Menge von kleinen und feinen Zügen muten uns heimatlich an. Zum Bilde des Generals soll übrigens der damalige Besitzer des Seehofs, ein origineller Herr Gattiker-Dolder, an dem der Dichter seine Freude hatte, Modell gestanden haben. So erzählte es mir vor 40 Jahren Herr Sekundarlehrer Jakob Stelzer. Im Kirchturm von Mytikon grüsst uns der Horgener Turm, der auch im «Rappen des Komturs» zum Aufbruch der Zürcher nach Kappel Sturm läutet und schon am alten Kirchlein von Horgen als «schlanke Nadel zum Himmel stach». Im Pfarrhaus aber zeichnet Meyer sein Kilchberger Heim: dort plätschert der altersgraue Brunnen, dort wiegen sich zwei mächtige Pappeln im Winde.

Als die Geschichte im Zürcher Taschenbuch für 1878 erschienen war, erbat sich Pfarrer Wissmann die Erlaubnis, den «Schuss» auch im «Wochenblatt» abdrucken zu dürfen. Der Dichter gab seine Zustimmung und zugleich Pfarrer Wissmann einige Weisungen für ein einleitendes Geleitwort: «Wenn nun einmal ein Vorwort geschrieben werden muss, bitte ich um eine Andeutung über den Humor, wie er auf alle Gesichter dasselbe groteske Licht fallen lässt. Unter uns, die

Werdmüller haben reclamationiert, die Frommen – zu meinem sehr aufrichtigen Erstaunen – haben sich sträflich geärgert, ich will nun nicht noch die Rechtsufrigen oder Linksufrigen über den Hals bekommen. Sagen Sie etwa (im Vorwort): Spass verstehen sei nicht jedermanns Sache, aber je tüchtiger ein Mann sei, desto besser verstehe er ihn, oder sonst etwas ad hominem.¹

In Meyers späteren Werken, die nun reifen und an den Tag traten, dem «Heiligen», der «Hochzeit des Mönchs», der «Richterin» und den übrigen kleinen Novellen treten der See und seine Landschaft als Ort der Geschehnisse naturgemäss zurück. Aber herrlich leuchtet er wieder auf in den 1882 gesammelten *Gedichten*. Der Leser greife zu diesem kostbaren Bande und greife heraus: das sinnbildhafte «Eingelegte Ruder», das ergreifende «Der schöne Tag», das friedsame «Abendwolke», die feierlichen «Neujahrsglocken»:

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne!
Leis verhallen, die zum ersten riefen,
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.
Grosse Heere, nicht ein einzler Rufer!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

Dieses Gedicht war in einer ersten Form Frau Dr. Wille gewidmet. Die Freundschaft mit den Bewohnern des «Mariafeldes» blieb lebendig bis sich die Abendschatten über das Leben des Dichters senkten. Dem Freunde las der Dichter seine Arbeiten vor, ehe sie vor die Welt traten. Am Leben der Familie Wille nahm Meyer warmen Anteil. Mit Interesse las er die temperamentvollen Artikel des späteren Generals: «Einen solchen Sohn erzeugt zu haben, ist mehr als die schönste Novelle», schreibt Meyer dem Vater Wille am 16. Juli 1887. Noch oft fuhr Meyer hinüber nach «Mariafeld» oder in den «Seehof», wo die Schwester noch bis 1880 wohnte. Ihr diktierte er unter den Kastanien noch 1878 ein neues Kapitel des «Jürg Jenatsch» in die Feder. Was einst des Knaben einzige Lust gewesen, eine «Seegfrörni», das ward dem alternden Dichter Gegenstand der Klage: «Bei uns», schreibt er am 23. Februar 1891, «wird die Seegefrörne nachgerade langweilig. Seit sechs Wochen heller Himmel und seit vier Wochen statt der lebendigen Flut ein Gletscher. Jetzt ist – nach ein paar Jubeltagen – der gefrorne See jedermann verleidet.»

¹ Am 12. Januar 1878, mitgeteilt im 11. Band der neuen, im Erscheinen begriffenen historisch-kritischen Ausgabe von Meyers sämtlichen Werken, herausgegeben von Hans Zeller und Alfred Zäch; Novellen I, 1959, S. 25 lf.

Diese Zwischeneiszeit zwischen dem Winter und dem Frühling klingt an in einem Frau Eliza Wille gewidmeten Sonett vom 9. März des selben Jahrs:

Vom hassenswerten winterlichen Eise
Ist die lebend'ge schöne Flut gebunden,
Indes die Amsel, die den Lenz empfunden,
Die Auferstehung singt in ihrer Weise.¹

Ob die Geschwister Conrad und Betsy Meyer ein Gästebuch geführt haben? Seine Blätter trügen die Namen von Männern und Frauen, die durch ihre Leistungen oder ihre Schicksale hervorstachen, und sicher auch Schriftzüge, die für den Graphologen, den Handschriftdeuter, wertvoll wären. Durch die jüngst erschienenen neueren Biographien wissen wir u. a. von zwei illustren, wenn auch nur flüchtigen Gästen, die zwischen 1870 und 1880 im «Seehof» zu Meilen beim Dichter und seiner Schwester zu Gäste gewesen sind.

Der eine war Hermann Haessel, der Leipziger Verlagsbuchhändler, der vom «Hutten» an alle Werke Meyers verlegt und sich um ihre Verbreitung bemüht hat. Haessel stand vor allem mit der Schwester in regem Briefwechsel. Denn Betsy war ja jahrelang recht eigentlich des Dichters Sekretärin – ja mehr als das – seine verständnisvolle literarische Beraterin gewesen. Ende Oktober 1880 gab Betsy die Wohnung in Meilen auf, um im «Felsenhof» zu Männedorf als selbständiges Glied der Zellerschen Anstalt leichte Gemütskranke zu betreuen. Davon erfuhr Haessel, der wie wenige um die innige Gemeinschaft der beiden Geschwister wusste, doch wohl jetzt die tiefsten Beweggründe der Trennung nicht kannte. «Was ist da vorgefallen?» fragt er die Freundin. «Ist nun das liebe Heim in Meilen ganz aufgegeben, wo ist die gute Marie hin (die treue Helferin), wo wären, ist Aufgeben beschlossen gewesen, die guten alten Möbel, die Bilder, der alte Hund, wo sind sie hin? Ich kann ein solches Zerreißen gar nicht denken, ohne mich zu grämen. Das Daheim da drüben war, wie es nur zu träumen war, gewachsen von Ureltern auf Kinder und Kindeskind. Ich kann mir den Zürichsee ohne Ihr Heim gar nicht denken.»²

Hochgefürstet war der andere der beiden Gäste, der Florentiner Graf und Patriot Bettino Ricasoli (1809 bis 1880), der leidenschaftliche Vorkämpfer für die Befreiung und die Einigung Italiens, einst Bannerherr

¹ Das schöne Sonett ist mitgeteilt im Faksimilie in den Erinnerungen an Richard Wagner von Eliza Wille, 3. Auflage, München-Berlin-Zürich 1935.

² 30. Dezember 1800 bei Lily Hohenstein. C. F. Meyer. 1943

von Florenz, dann zweimal Ministerpräsident des geeinigten Vaterlandes, Nachfolger von Cavour, eine Persönlichkeit von grossem see-lischem Adel. Als Flüchtling hatte er zu Genf bei ihren Freunden die Mutter, die tiefreligiöse Betsy Meyer-Ulrich, kennen gelernt. Die Ver-ehrerung für die Mutter übertrug der Graf viele Jahre später auf die Tochter, der er mit dem Dichter zu Florenz und auf seinem Schloss bei Siena begegnete. Aus erst kürzlich veröffentlichten Briefen geht hervor, dass Ricasoli auch im «Seehof» einmal Gast der Geschwister gewesen ist. Als er Ende der 70er Jahre, da sie in Rom weilte, die Freundin nicht, wie er gehofft, zu sehen bekam, schrieb er ihr, am 19. Mai 1878: «Nachdem ich alle Hoffnung, Sie in Italien wiederzu-sehen verloren, bleibt mir nichts als Sie in Ihrer lieben Schweiz zu suchen, im süs-sen Heim von Meilen, das auch für mich eine Erin-nerung ist, die an viele andere Erinnerungen rührt, die heute die hauptsächliche Nahrung meiner Gedanken bilden.»¹

Als sich die Meilener im Frühjahr 1881 zum Empfang des Sängerverbandes vom Zürichsee rüsteten, beschloss der Männerchor Meilen, sich von zwei Meistern der Kunst einen würdigen *Sängergruss* schaf-fen zu lassen. Pfarrer Wissmann, von dem wohl die Idee ausgegangen, übernahm es, den Dichter des «Hutten», der soeben zur Denkmal-weihe des Sängervaters Heim eine herrliche Dichtung geschrieben hatte, um den Text eines solchen Sängergrosses zu bitten, den dann Carl Attenhofer, der damalige Dirigent des Seeverbandes, vertonen sollte. Am 16. Februar schreibt Meyer an Wissmann: «Lieber Herr Pfarrer, ich habe mir die Sache ein bisschen überlegt und finde mich noch nicht darin zurecht. Könnten Sie mir nicht zur Orientierung einen früheren Sängergross mitteilen oder ein paar Motive bezeichnen. Auf diesem Boden habe ich eben gar keine Praxis und könnte mich leicht im Ton vergreifen.» Ob und wie Pfarrer Wissmann diesen Wunsch erfüllt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 1. März schickt Meyer seinen Entwurf mit der Bemerkung: «Das Lied sollte feurig, bacchantisch komponiert werden, ein Genre, welches in den Lieder-büchern noch vollkommen fehlt.» Wissmanns Kritik, die sich der Dichter erbeten, beschränkte sich auf die Mehrzahlbildung «Böote», für die «Boote» vorgeschlagen wurde. Meyer ging lachend darauf ein: «Also Boote, lieber Herr Pfarrer, es geht zwar gegen mein grammati-kalisches Gewissen, aber Sie haben mich lachen machen und wer lacht, kann sich, wie Sie wissen, nicht länger verteidigen.» Am 19. März wurde der Sängergross in der Probe dem Männerchor unter

¹ Bei Maria Nils, Betsy Meyer

allgemeinem Beifall vorgelesen. Wirklich hat Attenhofer das Lied komponiert. Am 24. Mai nahm er selber die Probe ab und am 13. Juni erscholl in der Kirche zu Meilen Conrad Ferdinand Meyers Sängergross, dessen Handschrift Pfarrer Wissmann mit den Briefchen des Dichters sorgfältig aufbewahrt hat.¹ Merkwürdigerweise ist das frohbewegte Lied allen Meyer-Forschern unbekannt geblieben. Aber auch die Vertonung Attenhofers war bis heute nicht mehr aufzufinden. Wir lassen den Text folgen:

Sängergross Willkomm, ersehnte Brüder im Gesang,
Willkomm, seeüber, seeentlang,
Auf blauer Flut bewegt ein frischer Hauch
Der Flagge Faltenwurf, der Boote Rauch,
Die Fahne wird dem Strande zugeführt,
Wo sich im Wind dieselbe Falte rührt –
Und etwas Schönres hab' ich nie gesehn,
Als blankes Kreuz auf roten Banners Wehn.

Zwei Menschenalter sind's – so lang, so lang,
Dass hier zuerst das Lied zusammenklang.
Noch blüht der Wein und duftet weit und breit,
Noch überschäumt die Kelter allezeit,
Noch geht der Becher um, noch wird geliebt
An beiden Ufern, was es Schönres gibt –
Und etwas Schönres hab' ich nie gesehn
Als blankes Kreuz auf roten Banners Wehn.

Ihr Wanderer, die ihr alle Lande kennt,
Sagt, wo die Lebensfackel heller brennt?
Die reichten uns die Väter lodernd dar,
Die bieten lodernd wir der jungen Schar,
Man hält am See das Leben wert und fest,
Wenn man es nicht für Schönres fahren lässt –
Und etwas Schönres hab' ich nie gesehn,
Als blankes Kreuz auf roten Banners Wehn.

¹ Adolf Frey, der erste Meyer-Biograph, sagt, der «Sängergross» sei nicht zustande gekommen (2. Auflage 1909, S. 324). Als Herr Arnold Wissmann, Pfarrer Wissmanns Sohn, Kaufmann in Meilen, mir im Herbst 1925 die Handschrift und die Brieflein des Dichters vorlegte, erkannte ich in dem Lied sogleich den vermissten «Sängergross», den ich dann mit der Erlaubnis von C. F. Meyers Tochter, Frau Camilla Meyer in Kilchberg, in der «Zürcher Post» publizierte.

Drei Hinweise auf die Schönheiten dieses Liedes: In der ersten Strophe das bewegte Leben der Flut und der Festbanner, in der zweiten das kräftig pulsierende Leben an den Ufern des Sees, in der dritten der Blick in die Zukunft und der Einsatz des Lebens für die höheren Güter — wir sehen im Geiste unsere Vorfahren mit dem Komtur Schmid über den See und den Albis nach Kappel eilen, wir sehen die Stäfner Patrioten für die alten Freiheiten kämpfen und leiden.

Mit Meilen blieb der Dichter bis ins Alter verbunden, vor allem durch seine Schwester, die noch Freundschaft mit alten lieben Nachbarn pflegte. Frau Bolleter, die einstige Kahnführerin im «Höchlig», musste ihr für sie und ihren Bruder jeweils im Herbst von den kräftigen Trauben ihrer Reblauge entweder nach Wildeg, wohin sich Betsy Meyer im Alter zurückgezogen hatte, oder nach Kilchberg hinüber bringen. Es liegen uns aus den neunziger Jahren zwei lebenswürdige Brieflein von des Dichters Schwester vor. Wir geben sie in unserem Heimatbuch wieder als sympathische Zeichen dafür, wie die geistig so hochstehende, feingebildete Dichterschwester mit einfachen Leuten menschlich warm und unbefangen zu verkehren wusste.

Am 30. Sept. 1897 schreibt Betsy Meyer aus dem Waldhaus Wildeg: «Ja, liebe Frau Bolleter, so lange ich noch lebe und wir Trauben essen können, will ich mir recht gerne die Trauben von Ihrer Reblauge nach altem Abkommen hierher kommen lassen, besonders wenn Sie, liebe Frau Bolleter, unsere alte Bekannte, die Trauben selber bringen. Nur bitte ich Sie an einem trockenen Tage dieselben abzuschneiden und zu bringen. Letztes Jahr waren sie leider so nass, dass wir gar nicht nachkommen konnten mit Ausschneiden, Kochen und Essen. Es sind uns also ein grosser Teil gefault, was gar schade war. Bitte, schreiben Sie uns eine Postkarte mit der Angabe des Zuges, der Sie bringt. Wir waren recht betrübt über die Nachrichten von dem grossen Hagelschaden am rechten Seeufer und in Wädenswil.¹ Marie, unsere gute alte Marie, seufzte mehr als einmal: «Wie ging es wohl Frau Bolleter? Heuer kann sie gewiss gar keine Trauben bringen!»

¹ Ein ungewöhnlich vernichtendes Hagelwetter ging am 20. Juli 1897, abends 5 Uhr, vom Albis herkommend über das rechte Seeufer bis ins Zürcher Oberland. Am empfindlichsten wurde die Gemeinde Männedorf betroffen. Nicht nur der ganze Jahresertrag des Rebbergs wurde vernichtet, auf Jahre hinaus war auch das Holz der Rebstöcke beschädigt. Man errechnete den Schaden, den die Bezirke Horgen, Meilen und Hinwil erlitten, auf zehn Millionen Franken, den der Gemeinde Männedorf auf 3 bis 4 Millionen.

Und nun sind wir froh, dass Ihnen doch ein kleiner Teil verschont geblieben ist. Marie lässt Sie und Ihre jungen Leute herzlich grüssen. Auf baldiges Wiedersehen im Waldhaus Wildegg! Ihre Betsy Meyer.»

Der zweite Brief: Am 29. September 1899 schreibt Betsy Meyer wieder vom Waldhaus Wildegg an die Kahnführerin:

«Meine liebe Frau Bolleter! Unsere Gedanken begegnen sich. Eben dachte ich daran, Ihnen zu schreiben, ob Sie mir auch dies Jahr wieder Ihre guten Trauben bringen wollen. Ich dachte daran, wie Sie, liebe Frau Bolleter, voriges Jahr dadurch, dass ich Blumen und Trauben meinem lieben Bruder auf seinen Geburtstag (11. Oktober) nach Bendlikon schicken wollte, abgehetzt und müde wurden und spät nach Hause kamen. Es tat mir das seither oftmals leid. Und doch bin ich herzlich froh, dass ich meinem geliebten Bruder durch Ihre Hilfe diese Geburtstagsfreude machen konnte. Denn es war ja das letzte Mal. Nicht manche Woche nachher, Ende November (am 28.), durfte er schnell und sanft heimgehen, aus der Unruhe in die ewige Ruhe, aus leiblicher Gefangenschaft in selige Freiheit.

Es wird dies Jahr das letzte Mal sein, liebe Frau Bolleter, dass Sie mir ihre Meilener Trauben ins Waldhaus bringen. Seit mein lieber Bruder nicht mehr zu mir hieher kommen kann auf kürzere oder längere Zeit, wie ich's immer hoffte, ist mir das schöne Haus mit Garten und Wald zu gross und zu kostspielig geworden. Ich baue mir ein ganz kleines hölzernes Haus auf der andern Seite der Aare unweit Schloss Wildenstein. Bitte, richten Sie sich ein, dass Sie, um nicht zu hasten, bei mir übernachten können.

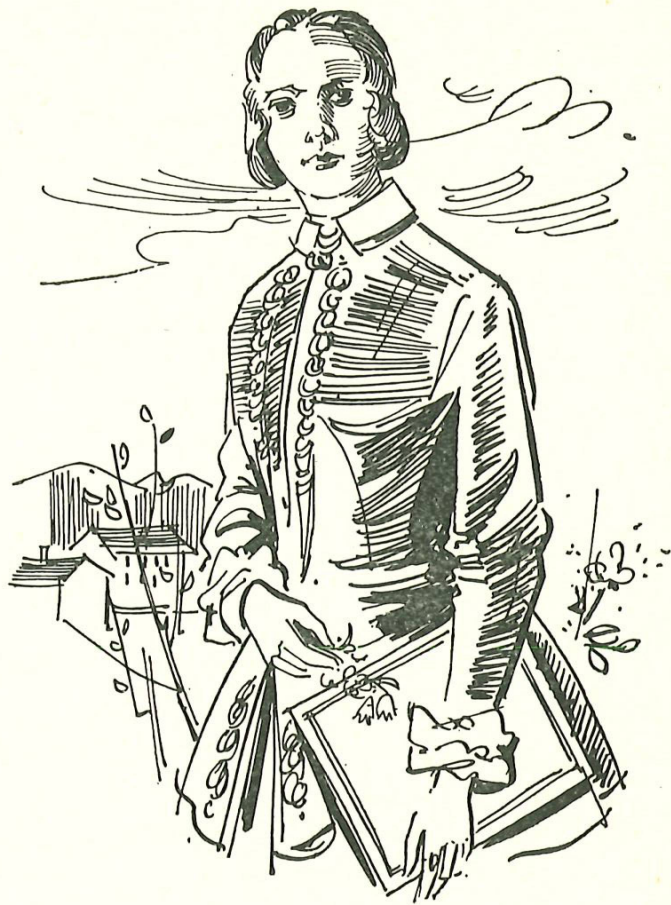
Lesen Sie zu Ihrer Reise einen schönen hellen Tag aus! Beste Grüsse an Ihre lieben Töchter. Kommt die liebe Frau Hauptmann Gattiker nicht diesmal mit Ihnen? Es würde mich sehr freuen

Ihre B. Meyer¹

Nachdem schwere seelische Leiden den Dichter im Herbst 1892 gezwungen, in der Anstalt Königsfelden Heilung zu suchen, durfte er im Herbst 1893 wieder nach Kilchberg zurückkehren und seinen Lebensabend in der alten, ihm so lieben Umgebung verbringen. Mit Frau und Kind oder allein wandelte er des Abends gern auf der Höhe von Kilchberg und lauschte dem Klang der Glocken rund um

¹ Die Kenntnis der beiden Briefe verdanke ich der Güte einer Enkelin der Empfängerin, Frau Wwe. Schoch-Haupt in Meilen.

*Betsy Meyer,
des Dichters Schwester
und treue Helferin,
nach einem Gemälde
von Clémentine Stockar.*



den See. Dann erlebte er, was vor Jahren im Gedicht «Requiem» Gestalt gewonnen hatte:

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt.

Auf dem Kirchhof zu Kilchberg liegt Meyer begraben. Dort ruht er im Angesicht des Sees und der Berge, deren Licht und Glanz in seinen Dichtungen leuchten:

In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht
das grosse stille Leuchten!

Dass die Gemeinde Meilen den Dichter in seinen besten Schaffensjahren in ihrer Gemarkung beherbergen durfte, erfüllt unser Dorf mit Stolz. Es war ein Ausdruck dieser Freude, die im Jahre 1925 die Mittwochsgesellschaft bewog, dem Dichter in der Erstellung eines schlichten Brunnens ein Denkmal zu setzen. Nachdem eine erste Anregung, am «Seehof» eine Gedenktafel einzubauen, nicht hatte verwirklicht werden können, fand der Vorschlag von Lehrer Oskar Vögeli sofort Anklang und Zustimmung, einen C. F. Meyer-Brunnen in der Nähe des «Seehofs» zu schaffen. Der Meilener Bildhauer Rudolf Pfaff-Amsler (gestorben am 5. Januar 1940) schuf das schöne Monument. Ueber dem lebendigen Wasserstrahl ist des Dichters Porträt, eine wohlgelungene Bronze eingefügt. Darunter steht zu lesen: «Im ‚Seehof‘ zu Meilen vollendete 1872–1875 Conrad Ferdinand Meyer ‚Engelberg‘, das ‚Amulet‘ und den ‚Jürg Jenatsch‘. Die Strassenkorrektur zwang die Behörden, das Denkmal zu versetzen. In den Anlagen vor der Kirche hat es nun seinen würdigen Standort gefunden: mitten im wogenden Leben und doch abseits in beschaulicher Ruhe im Blick auf die lebendige Flut.

DER «BAU» AN DER KIRCHGASSE IN MEILEN

Von Bundesrichter Dr. Paul Corrodi

Zu den charaktervollen Bauten aus der guten alten Zeit, die in der Nähe der Schifflande von Meilen dem Dorfe das individuelle Gepräge verleihen (Haus «Im Grund», Untere Mühle, «Sternen», Kirche, «Löwen», Pfarrhaus) gehört auch der mehr im hinteren Glied stehende «Bau», das gewaltige Gebäude oberhalb des ehemaligen Friedhofes, das, etwas zurückgesetzt, seine mächtige Giebelseite der Kirchgasse zukehrt. Es ist ein Zürichseehaus und darum ein Weinbauernhaus. Aber die imposante Stattlichkeit des Gebäudes, die lange Freitreppe mit Eisengitter zur eichenen mit einem kunstvollen Türklopfer versehenen Haustüre, das verwitterte hohe Sandsteintor zu dem an der Kirchgasse gelegenen Vorgarten und das dortige stattliche, mit hölzernem Gitterwerk verschlossene Rundbogentor zum Kellerabgang mit der Jahrzahl 1635 darüber, sowie der monumentale, mit Kreuzgewölben auf Tragpfeilern gedeckte Keller, verriet dem Kenner, dass es sich nicht um ein eigentliches Bauernhaus, sondern um ein einst herrschaftliches Anwesen handelt, dessen Schicksalen nachzugehen den Heimatfreund interessieren muss.